



Peter Gülke

*Mein
Weimar*

Insel

ihre willigen Helfer Busse genauso schlimm, wie die Gerüchte ihn fanden. Nach 1989 wiederum wußte die Schiedskommission der PDS: »Die Verfolgung des Genossen Busse war Ausdruck stalinistischer Willkür.« »Was ist Wahrheit?« – etwas, wonach wir auch dann suchen müssen, wenn wir wissen, daß wir es nicht finden werden.

Busse saß ab 1934 drei Jahre im Zuchthaus, anschließend kam er nach Buchenwald und war im Widerstand tätig – als Blockältester, Lagerältester, Kapo im Krankenhaus und im Parteiaktiv der KPD. Wie leicht und schrecklich berechtigt, ihm Korruption, schlimme Einverständnisse mit den SS-Oberern zu unterstellen! Denen waren Autonomie und Rivalitäten der Häftlings-Selbstverwaltung willkommen, weil selbst harte Widerständler kompromittiert werden konnten: Oft mußten die entscheiden, wer zum Außenkommando, zu medizinischen Versuchen oder in die »Spritzer«-Baracke geschickt werden sollte.

Und sie haben entschieden. Wie oft, um noch Entsetzlicheres zu verhindern; wie oft arg parteilich; und wie oft wußten sie, daß sie Todesurteile fällten? Es gehört viel moralische Dickfelligkeit, viel Hochmut Unbetroffener dazu, mit Moralkeulen bei Fragen zu hantieren, die keine Unterscheidung von gut und böse erlauben, richten zu wollen, wo kein Gesetz ist. Daß die Berichte von Mithäftlingen, die Busse belasten, sowjetischen Gerichten zupaß kamen, ist kein Anlaß, sie für unwahr, gar für bestellt zu halten.

Nach der Befreiung hat er abermals politische Verantwortung übernommen, war seit Juli 1945 thüringischer Vizepräsident. Welche Erleichterung für die, die »Kommunist« nur als Schreckwort kannten, als sein Sturz bekannt wurde! Viel spricht dafür, daß Geradlinigkeit ihm zum Verhängnis wurde. Welche »Verbrechen«, die er vor sowjetischen Gerichten gestand, hat er wirklich begangen? Fünf Jahre verbrachte er abermals in Lagern, am Ende einem der schlimmsten – Workuta. Dort ist er, fünfundfünfzig Jahre alt, zugrunde gegangen.

Theaterbilder. Erinnerungen an frühe Theatererlebnisse geraten leicht ins Kielwasser berühmter Schilderungen; dem will ich mich nicht aussetzen. Andererseits gehören sie zu sehr zu prägenden, spezifisch weimarischen Eindrücken, als daß sie wegbleiben dürften.

Noch vor Kriegsende saßen Mutter und ich im Deutschen Nationaltheater, es gab *Hänsel und Gretel*; wir hatten Plätze im ersten Rang. Der Cello-Lehrer, Mitglied der Staatskapelle, hatte die Karten besorgt, grüßte aus dem Orchestergraben herauf; das machte mich so stolz, daß ich darüber hinaus kaum noch etwas weiß; wenigstens den »Abendsegen« konnte ich nachsingen.

Sehr anders nach dem Krieg. Im Hinblick aufs Goethe-Jahr 1949 wurde das durch Brandbomben ausgehöhlte Theater 1948 eilig aufgebaut und wiedereröffnet, Schauspiel und Oper hatten eine große Zeit. Unvergesslich *Pandora*: Zu Beginn saß Epimetheus – Lothar Müthel – auf einer Bank drei Meter vor der ersten Zuschauerreihe, hinter ihm eine dunkle Bühne, worin schwach beleuchtet eine antike Säule auffragte. Sowenig ich das

Stück verstand, so viel meine ich vom wohlklingend gelassen gesprochenen, bis in die letzte syntaktische Biegung rhetorisch durchhellten Monolog verstanden zu haben. Der Erinnerung bin ich so sicher wie des »Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten ...« am *Faust*-Beginn aus dem Mund von Wolfgang Reichmann, dem sich auch das Licht auf der Szene, die Anfänglichkeit des Anfangs unterstützend, allmählich nahte; mindestens ebenso sicher – ich habe es fast nicht ausgehalten – das »Mich ein wenig beiseit', / Nur nicht gar zu weit! / Und das Kleine mir an die rechte Brust. / Niemand wird sonst bei mir liegen!« in der Kerkerszene; hieß das Gretchen Christa Gottschalk?

Wiederbegegnungen mit solchen Szenen und Worten enthalten bis heute etwas von jenen ersten Malen. Dessen bin ich so sicher, daß ich die Liste leicht fortsetzen kann: »Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, / Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide« oder »So klammert sich der Schiffer endlich noch / Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte« höre ich noch von Wolfgang Reichmann (*Tasso*) gesprochen wie »Ich folg' dem innern Triebe«, »Wer du auch seist, ich will dich retten« (*Fidelio*) oder »Die Zeit, die ist ein sonderbar Ding« (*Rosenkavalier*), von Lotte Mücksch gesungen, der Assoluta des Opernensembles. Ihr politisch wie innerbetrieblich motivierter Freitod hat das Theater und die Stadt so sehr bewegt, daß Generalintendant Kayser drohte, wer »Gerüchte über den Selbstmord der Kollegin Mücksch« verbreite, müsse mit Konsequenzen rechnen.

Von der Prägekraft erster Eindrücke abgesehen: Wieviel Neubegegnung mit den Werken verschaffte die Nachkriegssituation allen Beteiligten, stillschweigende Verabredung zwischen Bühne und Auditorium, einen neuen, anderen, tiefen Ernst und Anspruch! Nicht nur, weil man im *Fidelio* Buchenwald assoziieren und *Tasso* gegen den Verdacht verteidigen mußte, eine Scharade von Privilegierten in einem idealisch abgehobenen Renaissancehof zu sein. Für die, die es erlebten, bleibt dieser Ernst mit klassischen Werken unaufhebbar verbunden.

»Vom Westen«. Seit dem späten 19. Jahrhundert war Weimar für betuchte Ruheständler attraktiv, noch lange nach dem Krieg war der Anteil Bessergestellter, Adliger, von Professoren- und Offizierswitwen unter den Bewohnern beträchtlich. Einerseits verstärkte das die konservative Schlagseite der Stadt, andererseits ergaben sich erstaunliche Konstellationen, weil die Alten mit der DDR-Obrigkeits nichts zu tun haben wollten und vielem, was der nicht paßte, aufgeschlossen gegenüberstanden. Das reichte durch alle Etagen – von Leertabletten, die von Ärzten mit vertraulich geflüstertem »vom Westen« verabreicht wurden, bis zur Bereitschaft, sich auf subversive, verdächtige Literatur und Musik einzulassen, für die man sich unter anderen Umständen kaum interessiert hätte. Hierfür boten Kirchen, Gemeindesäle, privat initiierte Veranstaltungen, auch Kammermusikreihen vorerst Freiräume – Betätigungsfelder, deren Bedeutung man kaum unterschätzen kann.

Es konnte auch komisch sein: wenn im Gepäck eines geistlichen Herrn ein französischer Film nach Weimar gelangte, worin – Maupassant läßt grüßen – eine lebenslustige, mit einem alten Zausel verheiratete Frau sich mit einem Bürschchen verlustiert und der Pfarrer – 's kommt ja aus dem Westen – auch dies auf »Verkündigung« hinbog; wenn der Dresdner Kapellmeister Lenssen mit Orff-Stücken am Klavier eine hinreißende Ein-Mann-Schau abzog, bei *Astutuli* eine Gewehrsalve deftigster bayerischer Schimpfprosa über die Köpfe honoriger Leute hinwegfegte und keiner etwas dabei fand.

Und es konnte unwürdig sein: wenn ein »Westler« den im P 70 oder Trabant Sitzenden regelmäßig die Vorfahrt nahm und danach huldvoll grüßte; wenn ein Audi oder Mercedes vor dem ›Elephanten‹ hielt, schnell von Neugierigen umstanden, und man hinter deren mauloffenem Staunen vermuten konnte, daß sie nicht nur das Auto besser fanden als unsere »Pappkisten«, sondern auch den Fahrer besser als uns.

Unter dem Thema »Vom Westen« lassen sich viele Geschichten erzählen, traurige wie komische, alle vor dem Hintergrund der ersehnten Flucht aus einer als vorläufig erlebten Wirklichkeit, ohne daß eine andere in Reichweite war.

DDR-Witz. Er nährte sich wesentlich aus dem, was er momentweise wegschob – dunklen, makabren Hintergründen:

Nachtgebet.

*Lieber Stalin, mach mich taub,
daß ich nicht dem RIAS glaub'.*

*Lieber Stalin, mach mich stumm,
daß ich nicht nach Waldheim kumm'.*

*Lieber Stalin, mach mich blind,
daß ich alles prächtig find'.*

*Wenn ich taub bin, stumm und blind,
bin ich Stalins liebstes Kind.*

»Die Russen gehen weg!« Bis zum 17. Juni 1953 – dieser Tag der Höhepunkt – wußte Frau Schwanitz, eine fröhliche, unerschöpflich mitteilsame Nachbarin, wöchentlich neu und endgültig Bescheid, daß »es« bevorstünde. Im Vergleich zu ihrer Unbeirrbarkeit, der Hartnäckigkeit ihrer jeweils neu und zuverlässig abgesicherten Voraussagen erscheinen die Parusie-Versprechen früher Christen wie Vorübungen. Anders freilich als damals mußten Leute nicht bekehrt werden, wollten lediglich Hoffnungen bestätigt bekommen. Die waren so stark, daß Frau Schwanitzens Voraussagen einander jagen konnten, ohne sich abzunutzen.

Weniger schön daran war die Unwilligkeit, der Besatzungsmacht irgendeine Chance zu geben. Diese hat sich, zumal im kulturellen Bereich, darum bemüht, von Tabus

abgesehen, die schwer zu hüten waren: spurlos verschwindende Menschen, das auf dem Ettersberg weiterbenutzte Lager. Die Allergie fraß sich bis in den Sprachgebrauch hinein; sprach man statt von »Russen« von »Sowjets«, »Sowjetunion«, galt das bereits als Ranschmeißerei, ebenso aktive Teilnahme am Russischunterricht. Freilich haben die Sowjets viel zur Erhaltung des Feindbildes getan, da sie persönliche Kontakte zwischen Soldaten und der Bevölkerung unterbanden.

Käte Michael. So etwas gibt's oder gab's tatsächlich: daß ein Kindergarten auf Umgangsformen, gar Lebensklima eines Stadtviertels ausstrahlt, Überlebende beim Erinnern noch achtzig Jahre danach nostalgische Wettbewerbe veranstalten. Eltern nahmen halbstündige oder noch längere Wege auf sich, um die Kleinen morgens in der Enklave kindgemäß ausgelebter Fröhlichkeit abzuliefern und mittags abzuholen. Da wurde gesungen, getanzt, immerfort wurden neue Spiele erfunden, Feste gefeiert. Bis hin zur Art des Spielzeugs, von Bausteinen etc., war alles getan, die Phantasie der Kinder zu stimulieren, sie zu ermuntern, sich eigene Welten zu schaffen, Fertigspielzeug war verpönt. Wer weiß, wie viel Betätigungsdrang, Selbstvertrauen und Behauptungswille hier in der Gemeinschaft freigelegt worden sind, die in Familien schwer oder gar nicht zutage gekommen wären!

Dennoch, trotz aller wuseligen Lebendigkeit, kein Summerhill! Hier mußte gehorcht werden. Wie immer Erinnerung beschönigen mag: Da gab es ein erstaunliches Ineinander von Ordnung und Spontaneität, selbst die Kleinsten versuchten mitzusingen, wenn gesungen wurde, hörten still zu, wenn »Tante Michael« am Klavier saß.

Sie war Motor, Herz und Seele des Kindergartens, führte ein so beschwingtes wie strenges Regiment; was immer sie unternahm, geschah mit ansteckendem Engagement – eine hochpädagogische Rattenfängerei weitab von dem, was Erwachsene gern als kindgemäßes Verhalten, Reden etc. betrachten, gar imitieren und kaum bemerken, daß die Kleinen sich bei derlei Anbieterei nicht ernst genommen fühlen.

Ein hartes Leben, von Anfang an und bis zuletzt: Die in Leipzig von liebevollen Eltern notdürftig abgefangene Kleinbürger-Konstellation, in die sie hineingeboren wurde, war durch diesen Ausbund an Temperament und Begabung überfordert. Zeitlebens hinkte sie, hatte Schmerzen, ging an Stöcken, später mit Krücken; eine Operation hat der dann Siebzigjährigen kaum geholfen. Der Vater, kleiner Beamter, konnte eine anspruchsvolle Ausbildung nicht ermöglichen, daher: Kindergärtnerin. Als solche hat sie, bevor sie in den dreißiger Jahren in die damalige Adolf-Bartels-Straße 4 kam, in ostthüringischen Dörfern, danach in einem Weimarer Arme-Leute-Viertel unter schwersten Bedingungen Sozialarbeit geleistet. Bei der Härte, in die ihre Geradlinigkeit zuweilen umschlug, mußte sie Erlittenes loswerden.

Aber die Musik! Leipzig erwies sich als Glücksumstand. Bis zuletzt »sang« sie die

Namen Nikisch, Straube, Furtwängler, Bruno Walter, Ramin mit emphatisch gehobener Stimme, fast wie Kainz und Moissi ihre Monologe. Kantaten und Passionen in der Thomaskirche und Gewandhauskonzerte waren neben Kindern ihre Welt. An ihrem Spinett, das sie sich vom Munde abgespart hatte, hielt sie, mit auffallend schönen, zarten Händen spielend, bei Bach-Inventionen, -Präludien und -Fugen Einkehr.

Nicht nur zu Musik, auch zu Literatur, Philosophie und bildender Kunst hatte sie jenes existentielle, auf Identifikation drängende Verhältnis derer, die sich die Zugänge erkämpfen mußten. Von Theodor Litts Leipziger Kollegs hat sie oft geschwärmt; und noch bei Natureindrücken – zuletzt konnten wir sie nur noch im Rollstuhl nach draußen bringen – brach Begeisterung aus ihr heraus, Explosion einer Lebensbejahung, die jäh aus dem Hintergrund dieses beengten Lebens, dem schmerzhaft reflektierten Abstand zwischen Erträumtem und Möglichem aufschloß.

An Liebe, gar Ehe war nicht zu denken: ein mittelloses, behindertes, überaus selbstbestimmtes, dank erzwungener Bewegungsarmut früh unförmig gewordenes Mädchen! Als alte Frau hat sie einer Jüngerin, nicht besonders Vertrauten – ebendeshalb? – gestanden, nun erschiene ihr als versäumtes Leben, daß sie nie einen Mann gehabt habe.

Dabei gab es die große Liebe; ein verheirateter Mann, dessen Bild bis zuletzt auf ihrem Schreibtisch stand. Eine ihrer Helferinnen berichtete später, Ende Februar 45 sei er überraschend im Kindergarten aufgetaucht, sie darob fast erschrocken; er habe seit zwei Wochen keine Nachricht von der in Dresden beheimateten Familie gehabt, sonst kaum gesprochen, sei an den Kindern vorbei, als sehe er sie nicht, aufs Klavier zugegangen und habe gespielt; im ganzen Haus sei es still geworden. Danach sei er aufgestanden, sie habe ihn zum Bahnhof begleitet, er mußte davon, Richtung Osten. Sie habe nie wieder von ihm gehört.

Ein Ritual, besonders zur Kriegszeit, war mittags die Verabschiedung der Kinder; die standen aufgereiht auf der langen Haustreppe, Käte Michael untenan; die Mütter, immer mehr von ihnen schwarz gekleidet, kamen und gingen, oft ein stärkendes Wort erwartend, wobei sie gefühlig-wortreiches Mitleid nicht erwarten konnten. Freilich war schon die Unbeirrbarkeit der einstmals engagierten Sozialdemokratin ermutigend.

Insgeheim war sie es noch immer. Geflohene Buchenwäldler haben vorübergehend im Keller des Jugendleiterinnen-Seminars Unterschlupf gefunden, zu dem der Kindergarten gehörte; danach genauer zu fragen, haben wir versäumt. Später in Berlin bekannte sie sich zum linken Protestantismus von Helmut Gollwitzer, Kurt Scharf und Heinrich Albertz. Und es war ihr sehr ernst, was den Glauben betraf: In einem kurz vor dem Tod geschriebenen Brief bedankt sie sich für geliehene Bücher als »große Bereicherung für die Reife zum Sterben – und zu neuem Leben danach«. Gollwitzers Bericht über die sowjetische Gefangenschaft, weitab von der westeuropäischen Bereitschaft, dort alles schlecht und schlimm zu finden, war eine Leseempfehlung an unsere ganze Familie.